

Alles neu – Gedanken über den modernen Optimierungswahn

Ein Essay von Peter Weigle

Das neue Waschmittel wäscht weißer, der Nassrasierer arbeitet jetzt eine Schneide gründlicher und der neue Kaffeefilter hat nun Aktivporen und Klimabündchen für ein noch nie da gewesenes Aroma.

Das Neue ist besser als das Alte. Fortschritt und Erneuerung haben sich zu einer modernen Form des Heiligen entwickelt. Dabei ist das Neue per se auch das Gute. Der Fortschritt beruht darin, alles ständig von einem weniger wertvollen in einen wertvolleren Zustand zu überführen. Es scheint so, als gäbe es ein permanentes „Upgrading des Seins“, was für die Menschen eine fortdauernde Verbesserungspflicht nach sich zu ziehen scheint. Diese Pflicht zieht sich durch alle Existenzbereiche: Produktionsprozesse, Maschinen und Geräte, Behandlungs-, Unterrichts und Therapiemethoden, Wohn- und Lebensverhältnisse. Es gibt nichts, was der dauerhaften Optimierungslogik entkommen könnte.

Wir optimieren Kapitalrenditen und Lohnstückkosten und erbringen dieselbe Arbeit mit immer weniger Manpower für immer „günstigere“ Kosten. Nur leider ist für die in die Arbeitslosigkeit und Hartz IV Gedrängten in dieser schönen neuen Welt des Optimalen kein Platz mehr. Wir töten uns mit immer besseren Waffen, um uns dann dank besserer Diagnostika, Medikamente und anderer Interventionsmöglichkeiten immer effizienter und besser zu heilen. Wir sind Dauerbrenner der Weltverbesserung. So prägte etwa I. Lopez für VW den ‚KVP-Slogan‘ vom kontinuierlichen verbesserungs-prozess.

Der Mensch selbst ist ein Optimierungsmodell: Schönheits-OPs sind gängige Praxis, demnächst sind Gen-Design, Chip-Implantate für neue Speicherprogramme und verbesserte Internetzugänge in Aussicht gestellt ...

Trotz all dieser unablässigen Verbesserungen scheint sich der Grundzustand unseres Seins kaum zu verbessern – oder im Gegenteil sogar zu verschlechtern. Trotz aller Optimierung gibt es ein hartnäckiges ‚No future-Lebensgefühl‘ und Endzeitstimmungslagen, nicht nur in Hollywoodgroßproduktionen. Weit verbreitet ist der Traum von der guten *alten* Zeit, in der die Dinge und die Umstände von dauerhafter Zuverlässigkeit und Beständigkeit waren.

Zunächst langsam noch, dann mit zunehmender Geschwindigkeit sind das Neue und der Fortschritt zu dem zentralen neuen Paradigma geworden. Vor Zeiten wäre dies noch als bloße Ketzerei gebrandmarkt worden. Denn dem Gleichnis von Gottes Schöpfung und dem „und siehe, es war gut“ lag ein anderes Paradigma zugrunde: das der Vollendung. Frühere Zeiten folgten eher einer Metaphysik der fertigen Welt weniger einer Metaphysik der unfertigen Welt. Statt im vollendeten Sein leben wir nun also im relativen Werden – mit eingebautem Optimierungsauftrag.

Aus diesem Optimierungsauftrag ist aber ein eine Art des Optimierungszwangs geworden. Die Unzufriedenheit wird in der Folge zum chronischen Lebensgefühl, denn alles Gegenwärtige ist ja per definitionem nicht gut genug. Hesse konnte noch dichten: „Denn jedem Anfang wohnt ein Zauber inne“, heutzutage heißt es in einem Gedicht von Frederike Frei „bald fang ich an aufzuhören“. Wir sind gut in Aufbrüchen, aber schwach in Vollendungen und im Gelingen. Neidvoll blicken wir auf andere, nicht-westliche Kulturen, die sich noch Reservate eines anderen Lebensgefühls erhalten haben, die noch einen anderen Sinn für Stille und Glück, für Tod und Endlichkeit und notwendige Lebensstandards pflegen. Der Bruder des stetigen Neu ist ‚Mehr‘, aber auch das verheißt kaum Glück.

Wir haben einen chronischen Überdruß an unseren Reichtümern und der Vielzahl der Optionen, die uns in ihrem Bann halten. Wir klagen über Stress und haben keine Zeit. Wir sind aktiv, machen, tun, stets unterwegs für weitere Neuigkeiten. Dabei versäumen und vermissen wir das schlichte Nichtstun, die Beschaulichkeit, die Passivität. Wir sind so beschäftigt damit, Dinge und Umstände herzustellen, dass wir vergessen zu empfangen und zu genießen. Vor lauter Werden schwindet das Sein. Das *alte* einfache (selbst-)genügsame Leben wird zum Silberstreif am Horizont der atemlosen Unübersichtlichkeiten und erscheint nun als ein erstrebenswerter Luxus. Ein Vertreter einer afrikanischen Delegation fasste es gegenüber UN-Umweltkommissar Klaus Töpfer einmal so zusammen: „Die Europäer haben Uhren, wir haben Zeit.“

Alles wird neu und doch bleibt alles beim Alten. Calumed wünscht allen geneigten LeserInnen also vor allem eines: Zeit, Muße und die Kraft, die Dinge werden zu lassen und den Mut zum Sein ...

© 2006 Calumed e. V.